Zögernd zeigen die hoheitsvollen Platanen erstes Grün. Zu unseren Füßen schlingen Stiefmütterchen und Narzissen ihren bunten Reigen. Wir durchschreiten die säulengetragene Halle der Brunnenkolonnade und lassen uns von einer freundlichen Quellennymphe ein Glas Kochbrunnen reichen. Etwas Leichtes, Beschwingtes ist in unsern Schritten, unsern Bewegungen, und wir verstehen, warum alle Menschen so heiter aussehen. Das festliche Gesicht dieser Stadt drückt allen seinen Stempel auf.

Spaziergänger schlendern über die Wilhelmstraße oder sitzen an kleinen Tischen draußen vor den Kaffeehäusern. Hier das buntbewegte Leben an sich vorüberfluten zu sehen, ist genußvoll und hat etwas von der Wirkung heiterer Musik an sich.

Es wird uns nicht leicht, aber es ist unvermeidbar: Wir müssen scheiden. Doch ehe wir Abschied nehmen von der sonnigen Mattiakerstadt, führte uns der Weg noch einmal auf den Neroberg. Von hier kann man sie ganz mit den Blicken umfassen. Hier fühlt und sieht man: Das ist eine Stadt, die ihre Wälder nicht verdrängt, nein, die immer mehr hineinwächst in ihre grünen Arme. Eine Weltkurstadt mit modernen Geschäftsstraßen und großstädtischem Verkehr, — und dennoch der Natur, die ihr das Herz: den Kochbrunnen gab, aufs innigste verbunden.

Und eine prächtige Anlage gibt es hier oben auf dem Berg: das nach seinem Stifter benannte „Opelbad". Das Blau des Himmels scheint in das Wasserbecken gefallen zu sein. Verlockend und einladend sieht es aus. Man möchte am liebsten gleich hineinspringen — wenn es nicht noch ein bißchen früh in der Jahreszeit wäre. Doch mit dem näher rollenden Sonnenrad werden wohl auch bald die ersten Wasserexe, die bunten Sonnenschirme und eislöffelnden Badenixen wieder in diesem irdischen Paradies auftauchen. Wer doch dabei sein könnte!

Fern grüßt das schimmernde Flußband des Rheins herüber. Reben sonnen sich am Südhang des Neroberges. Geschäftige Hände rühren sich in den Weinbergzeilen. Und in unsern Gläsern funkelt golden der Wein.

Ja, hier tut er sich auf, der stromdurchrauschte, gesegnete Weingau. Nicht umsonst nennt man Wiesbaden die Pforte des Rheingaues. — Wir lassen die Gläser aneinanderläuten. Ein Abschiedsgruß an die Stadt zu unsern Füßen.

Sie hat uns eingeladen zu ihren hochzeitlichen Tagen, die bräutliche Stadt. Mit Blumen, Sonne, Heiterkeit und Musik hat sie unsere Herzen betört.

Als unser Wagen schon wieder über die Landstraße eilt, liegt auf unsern Gesichtern immer noch ein Lächeln — der Widerschein einer heiteren Stadt...

Nachkriegserlebnisse in Oesterreich

Von Korvettenkapitän a. D. G. G. Freiherr v Forstner

In den erhebenden Tagen des endlich vollzogenen deutsch-österreichischen Anschlusses lebten in mir Erinnerungen an zwei mehrwöchige Vortragsreisen in Oesterreich in den Jahren 1924 und 1925 auf.

Immer wieder empfing man mich nur mit besorgten Fragen: „Wie sieht's bei euch draußen aus?" — „Wann werdet ihr uns endlich holen?" — und ähnlichen. — Stets hörte ich hierbei nur die größte Bewunderung unserer deutschen Waffenerfolge im Weltkrieg.

Oft mußte ich aber voller Bewegung folgendes hören: „Ja, ihr sagt mit Recht von euch: ‚Im Felde unbesiegt!' und: ‚Auf See unbesiegt!', aber sagt doch auch einmal a bisserl von uns: ‚In den Bergen unbesiegt!'"

Einen besonders starken Eindruck machten mir die Schilderungen eines Staatsanwaltes in Leoben, der als Artilleriehauptmann an der Gebirgsfront während des größten Teiles des Krieges in Stellung gewesen war. Seine ganz ausgezeichneten Panoramaaufnahmen des Gebirgskrieges auf beiden Seiten veranlaßten mich zu der dringenden Bitte an ihn, uns doch in Deutschland hierüber Vorträge zu halten. Leider kam es meines Wissens hierzu nicht wegen der leidigen Reisekosten und damaligen Reiseschwierigkeiten noch nicht.

Jetzt ist es aber an der Zeit, daß uns alte ehemalige österreichische Kameraden von ihren bei uns noch kaum bekannten Gebirgskämpfen erzählen.

In Graz klagte mir eine Gruppe ehemaliger Seeoffiziere ihr Leid. Sie könnten nicht mehr vom Heimatstrand die freie See schauen. Der Anblick rauchender Fabrikschornsteine in betriebsamen eigenen Industriegebieten sei ihnen auch nicht mehr vergönnt. Ihr Sehnen hing an diesen Dingen. Darum sparten sie das ganze Jahr hindurch für eine kurze Gemeinschaftsreise durch Deutschland. Ihre kargen Pensionen und die schlechte eigene Währung zwangen natürlich zu größter Sparsamkeit.

Alljährlich traten sie daher die Reise elbabwärts bis Hamburg mit einem Schleppdampfer auf der Elbe an. Von dort ging es mit der Bahn durch das westfälische Industriegebiet nach Köln. Dann traten sie rheinaufwärts die Rückfahrt auf einem Schlepper von Kohlenprahmen an.

Das deutsche Sehnen dieser Männer und zahlreiche Bezeugungen ähnlicher Art waren ergreifend anzuhören. Immer unverständlicher erschien es mir da, daß sich noch all den langen und schweren gemeinsam durchkämpften Kriegsjahren eine Vereinigung mit unseren Brüdern in Oesterreich noch nicht erreichen ließ.

An allen Orten war die Aufnahme überaus herzlich. Stets empfingen mich schon auf den Bahnhöfen Abordnungen der „Gagisten-Vereine", der Vereinigung ehemaliger Offiziere und sonstiger Pensionäre des alten Bundesheeres.

Eine besonders nette Erinnerung habe ich an den Empfang und den weiteren Verlauf der Dinge in Villach. Es war nur noch kurze Zeit bis zum Beginn meines Vortrages. Man geleitete mich deshalb gleich in das für ihn vorgesehene Stadttheater. Unterwegs wurde ich beschworen: „Herr Kamerad! Reden's halt nur ganz deutlich, so wie Sie in Enns gesprochen haben, wovon man uns geschrieben hat, denn bei uns war es mit der ‚roten Bagag' ja halt grad' so, wie bei Ihnen draußen!"

In Enns hatte ich im Beisein des Kommandeurs und zahlreicher Zöglinge der „Heeres-Führerschule", der damals einzigen österreichischen Kriegsschule, öffentlich gesprochen. Im Villacher Stadttheater empfing mich der Direktor in herzlichster Weise. Nach dem Klingelzeichen kündigte er mich zu meinem Erstaunen wie eine „Varieté-Nummer" an: „Attention! Attention! Publikum! Es ist der Direktion gelungen, ohne Kosten zu scheuen, den ehemaligen deutschen U-Boots-Kommandanten usw. zu gewinnen."

Dann mußte ich loslegen. Bald war ich in dem gewünschten Fahrwasser. Meine Worte fanden freudigen Beifall. Nur in der vordersten Loge rechts, ganz in meiner Nähe, blieb es stumm. Starr schauten die dort sitzenden Herren mich an. Ich steigerte deshalb erklärlicherweise meine Worte. Trotzdem fand ich in dieser Loge keinerlei Beifall. — Schließlich sprach ich dann von anderen Dingen.

Ich hatte nicht sehen können, daß sich bei meinem Vortrag ein Herr hinter mir in den Kulissen verzweifelt die Haare raufte. Es war der Theaterdirektor. Er hatte mich ganz unvermutet persönlich, entgegen den Absichten der Veranstalter, die lediglich das Theater gemietet hatten, wohl aus einem falschen Ehrgeiz, dem Publikum vorgestellt. Tatsächlich hatte er mit dem Vortrag selbst gar nichts zu tun.

Erst hinterher erfuhr ich alles. Die Herren in der erwähnten Loge waren die marxistischen Vertreter der Stadt Villach. Kein Wunder, daß die Verabschiedung von dem Theaterdirektor, im Gegensatz zu meinem Empfang, kühl ausfiel. Wie ich einige Zeit später hörte, wurde er von der Stadtvertretung wegen meines „Engagements" seines Amtes entsetzt.

Um so froher verlief, gegenüber der Verabschiedung von ihm, hinterher das Beisammensein im Kameradenkreise in dem schönen Villach.

Meinem letzten im Krieg gefallenen Bruder war es vergönnt, im Jahre 1917 vorübergehend ein Bataillon des im Frieden in Hermannstadt liegenden österreichischen Infanterieregiments 31 zu kommandieren. Er schrieb mir kurz vor seinem Tode: „Ich bin stolz darauf, in diesem ruhmreichen Regiment unter einem schneidigen Kommandeur tapfere österreichische Soldaten befehligen zu dürfen."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 38 | 18 Mai 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

20. Fortsetzung

Der ältere Beamte war ein kleiner, beweglicher Mann mit scharfen, aber gutmütigen Augen.

Katja trat, von einem Soldaten begleitet, in den schmalen nüchternen Raum. Der Untersuchungsrichter, ein junger Mensch mit pechschwarzem, etwas öligem Haar und dem weichen, singenden Tonfall des Italieners, bot ihr Platz an. Ueberaus höflich und korrekt. Er schien betroffen von Katjas Schönheit.

Sie trug den Kopf hoch. Ein Leidenszug lag um die blassen Lippen; aber sie schien ungebrochen in einer herben Kraft und Gelassenheit.

Ein Dolmetscher war hinzugezogen. Ein junger, blasser, schmaler Mensch mit einer Hornbrille. Er wandte kein Auge von Katja. Gern hätte er das Wort an sie gerichtet. Er hatte in Frankfurt studiert und sprach fast fließend deutsch. Aber Katja brauchte ihn nicht. Sie unterhielt sich Italienisch mit dem Untersuchungsrichter und durchdrang die vokalreichen Laute dieser getragenen Sprache mit dem tiefen, schwingenden Klang ihrer weichen Stimme.

Das Verhör war im Gange. Knapp, ruhig, präzis.

„Ich verstehe, daß Sie Ihrem Manne keinen Mord zutrauen wollen und können, Signora. Vorgestern früh aber, ehe Ihr Mann nach Como raste: hatten Sie da nicht eine lange und erregte Auseinandersetzung mit ihm?"

„Ja!"

Der Untersuchungsrichter blickte auf das Protokoll vor sich, das er vorhin in den Händen gehalten hatte.

„Sie riefen ihm zu: ‚Was willst du mit dem Revolver, Wolfgang, du willst ihn töten!' Darauf sagte Ihr Mann, daß er Ritrikoff gegenüber treten und ihm in die Augen sehen wollte, und daß er dann schon wüßte, ob er ihn töten müsse oder nicht."

Katja sah den Untersuchungsrichter erstaunt an. Dieser verzichtete auf jeden Hinterhalt. Der Fall lag auch so klar, daß es dessen nicht bedurfte. Er deutete, fast ein wenig lächelnd, auf das Protokoll vor sich.

„Ich habe hier die Aussagen des Wirts, bei dem Sie wohnen. Der Mann hat sich an die Tür geschlichen." Der Untersuchungsrichter lächelte wieder, diesmal gleichsam entschuldigend: „Wirtsleute sind ja oft etwas neugierig, und hat die ganze Auseinandersetzung mit angehört. Sie haben ja beide nicht gerade leise gesprochen. Der Wirt ist Tiroler und kann Deutsch, wie Sie wissen."

Katja senkte den Kopf. Jetzt wußte alle Welt Bescheid, jetzt wurde alles in den Straßen und Cafés herumgezerrt.

„Sind also diese Worte gefallen, Signora?"

„Ich kann mich nur schwer erinnern. Immerhin ist es möglich. Deswegen muß aber mein Mann noch lange nicht den Mord begangen haben. In der Erregung ist schnell etwas gesagt."

„Gewiß! Aber man hat Ritrikoff erschossen in seinem Zimmer aufgefunden, und leider, nachdem Ihr Mann das Haus über den Balkon verlassen hatte."

Das Telephon läutete. Der Untersuchungsrichter nahm den Hörer ab. So — man habe also nochmals alles genau durchsucht und nichts gefunden. Nur immer wieder Fußspuren Wormanns im Garten unter dem Balkon. Danke!

Ob man ihr denn nicht sagen wolle, wie man Ritrikoff eigentlich aufgefunden habe?, fragte Katja.

Mit durchschossener Schläfe. In seinem Schreibtischsessel lehnend. Der Schuß war aus seinem, Ritrikoffs, Revolver abgefeuert worden. Er hielt den Revolver noch in der Hand.

Katja fuhr auf. „Ein Selbstmord also!"

Der Untersuchungsrichter wurde verlegen. Es tat ihm leid, der schönen blassen Frau weh tun zu müssen. Aber es mußte sein. Seine Stimme wurde fest.

„Ja, es sollte Selbstmord vorgetäuscht werden! Ihr Mann hat kaltblütig gehandelt. Er hat Ritrikoff die Waffe entrissen, dicht an seiner Schläfe angesetzt und abgefeuert. Dann hat er die Leiche auf den Schreibtischsessel gezerrt, hat dem Toten seine eigene Waffe in die Hand gedrückt, damit man glauben solle, es läge Selbstmord vor, und ist dann über den Balkon geflüchtet. Der Diener Gorsching kehrte nämlich zufällig gerade um dieselbe Zeit von einer

Besorgung zurück und sah den Fluchenden vom Balkon herabsteigen, durch den Garten jagen und in seinen Wagen springen, der auf der Straße vor der Villa parkte. Dann raste er davon. Es war ein offener weißer Zweisitzer mit einem D-Zeichen und der Polizeinummer IA 80 101. Der Wagen Ihres Mannes. Das ist festgestellt!

Wenn nun Ritrikoff wirklich Selbstmord begangen hätte, just als Ihr Mann das alleinstehende Haus betrat — warum flüchtete dan Wormann über den Balkon, und zwar gerade, als er das Gartentor zuschlagen und den Diener zurückkommen hörte? Doch nur, weil er ein schlechtes Gewissen hatte!"

Katja sank immer mehr in sich zusammen.

Der Untersuchungsrichter blickte an ihr vorbei und fuhr unerbittlich fort:

„Und weshalb waren die Jardinen heruntergelassen und die Papiere vom Schreibtisch gefegt? Doch nur, weil sich zwischen Ritrikoff und Ihrem Manne ein verzweifelter Kampf abgespielt hatte. Und warum hat sich dieser Kampf abgespielt? Weil Ihr Mann die Pistole Ritrikoff entreißen mußte, um nicht aus seiner, sondern aus Ritrikoffs Waffe den Schuß abgeben zu können, damit eben ein Selbstmord glaubwürdig aussah."

Nun sah der Untersuchungsrichter Katja in die Augen.

„Vor allem aber frage ich Sie, Signora: Glauben Sie nicht, daß, wenn Ritrikoff sich selbst erschossen hätte, irgendein Dokument, ein Abschiedsbrief oder Aehnliches gefunden worden wäre? Eben wieder rief es an; wie Sie selbst hörten, hat man trotz gewissenhaftesten Suchens keinen hinterlassenen Abschiedsbrief oder dergleichen finden können!"

Katja starrte vor sich hin.

Der Untersuchungsrichter war aufgestanden und zu Katja getreten. Ein tiefes Mitleid mit der jungen, schönen und unglücklichen Frau erfüllte ihn.

Der blasse, schmale Mensch mit der Hornbrille reichte ihr ein Glas Wasser, das der ältere Beamte eingegossen hatte.

So standen die drei Männer um Katja. Jeder wollte helfen und trösten.

Dem Untersuchungsrichter lag daran, Katja nicht im unklaren zu lassen über das Schicksal, das Wolfgang Wormann zu erwarten schien. Er war wieder hinter den Schreibtisch getreten und drehte nervös einen großen roten Bleistift zwischen den Fingern. Katja betrachtete angelegentlich dieses Spiel, hörte das einförmige Ticken der Wanduhr und fühlte die Blicke der betretenen Männer auf sich ruhen. Aber ihr Inneres war weit fort, suchte irgendwo in der Ferne einen Halt und fiel ins Leere. Nun durchbrach die Stimme des Untersuchungsrichters wieder die lähmende Stille des Raumes:

„Sie werden zugeben müssen, Signora, daß angesichts dieser Indizien ..."

Der blasse Mensch mit der Hornbrille hüstelte, als könne er dadurch die Wirkung der Worte abschwächen.

Ja, die Beweiskette war lückenlos. Katja wußte es. Sie war zu klug, als daß sie sich in dieser Beziehung einer Täuschung hingegeben hätte. Und trotzdem zweifelte sie daran, daß Wolfgang der Mörder war. Gefühlsmäßig. Nein, sie glaubte es nicht! Aber sie sprach es nicht aus. Was lag auch daran. In Gedanken hatte Wolfgang den Mord tausendfach begangen. Und warum? Weil Ritrikoff ihr und ihm ein Legat ausgesetzt hatte? Nein, schließlich und endlich hätte sich Wolfgangs Stolz damit abgefunden. Nicht darum drehte es sich also, sondern darum, daß Wolfgang überzeugt war, sie sei Ritrikoffs Geliebte gewesen. Die verletzte Eitelkeit hatte sich in ihrem Besitz gestört gesehen. Nicht der verletzte Stolz. Und so blindwütig war diese verletzte Eitelkeit, daß er ihr nichts mehr glauben, die ganze Fülle unendlichen Vertrauens niederreißen wollte, daß er sie maßlos beschimpft, beleidigt und gedemütigt hatte.

Das fraß an ihr. Das beleidigte sie so unendlich tief, machte sie so namenlos einsam, traf sie so ins innerste Herz, daß der Gedanke, ob Wolfgang nun tatsächlich den Mord ausgeführt hatte oder nicht, gänzlich in ihr zurücktrat. Wie gleichgültig war das gegen den tiefen, bohrenden Schmerz, der in ihr wühlte. Wie gleichgültig war es, was ihr der Untersuchungsrichter eben erzählte, daß Wolfgang, nachdem er Ritrikoff tot gesehen hatte, gemütlich nach Hause gefahren war, gegessen und Wein getrunken hatte unterwegs, als wäre er eben auf einem Jahrmarkt gewesen oder auf einer Vergnügungsreise. Nun zählte man ihr auch noch die Zeugen auf, die alle gekommen waren und berichtet hatten von Wormanns glänzender Stimmung, in der er sich nach dem angeblichen Mord befand. Warum quälte der Beamte sie mit alledem? Weshalb folterte er sie mit diesen Einzelheiten?

Sie verkannte die gute Absicht des Untersuchungsrichters. Er wollte ihr helfen. Wollte es ihr erleichtern, das Andenken an diesen Wormann aus dem Herzen reißen.

„Ein Mann, der nach vollbrachtem Mord vergnügt nach Hause fährt, unterwegs ißt und trinkt — ein solcher Mann, Signora, ist Ihrer nicht wert!"

Der junge Dolmetscher nickte ernst und nachhaltig mit dem Kopfe. Wenn jetzt die Frau von diesem Manne nicht loskommt, dachte er sich, jetzt, wo sie weiß, daß dieser Kerl kaltblütig einen Menschen umbrachte und hinterher ...!

Warum sollte er nicht?, sagte sich Katja. Ein grausam bitteres Lächeln spielte um ihre Lippen. Warum sollte er nicht? Der Nebenbuhler war ja tot — ganz gleichgültig wodurch. Tot war er! Und als Sieger fuhr er gemütlich heim, aß und trank und war guter Dinge im Vollgefühl des errungenen Sieges. Warum sollte er nicht?

Eine Uhr schlug. Wieder legte sich die drückende Stille in den Raum. Nebenan klapperte eine Schreibmaschine. Unten ratterte ein Motorrad. Irgendwo bellte ein Hund.

Der Diener Gorsching wurde gemeldet. Er war zu einem Verhör vorgeladen. Blaß und übernächtig trat er ein. Mit stumpfen Augen. Als er Katja erblickte, zitterte der alte Mann. Er ging auf sie zu. Tränen stürzten ihm aus den Augen. Er küßte ihre Hände. Katja lächelte ihm schwach zu.

Der Untersuchungsrichter ließ Katja absichtlich im Zimmer und begann sofort mit dem Verhör.

„War Ihr Herr an dem Tage seines Todes besonders krank? Hat er vielleicht Selbstmordabsichten geäußert?"

Der Dolmetscher trat in Tätigkeit. Aber heimlich ruhten seine schwärmerischen Augen auf Katja, die still in einer Ecke saß und traurig in das alte vertraute Gesicht des Dieners sah.

„Seine Hoheit waren an diesem Tage besser aufgelegt denn je."

Dann hatte er den schweren Entschluß hinter sich und ihn am Abend ausgeführt!, dachte Katja.

„Von einer Reise, die er vorhabe, sprach er mit mir. Er schien dies sogar für einen guten Einfall zu halten. Er scherzte mit mir und war guter Dinge."

Von einer Reise? Jetzt erschien es Katja völlig klar daß Ritrikoff sich selbst erschossen hatte.

„Es ist ganz ausgeschlossen, daß mein armer Herr Selbstmord begangen hat. Es lagen allerdings sehr, sehr traurige Tage hinter ihm. Die Einreiseerlaubnis nach Rußland bekamen wir nicht. Was hatte er sich nicht bemüht darum! Und dann fingen auch die Schmerzen wieder an. Ein Arzt in Konstantinopel riet ihm, nach San Pellegrino zu fahren. Das sei gut für seine Krankheit. Wir reisten hin.

Mein Herr hatte einige Monate hindurch immer einen Kalender bei sich. Er strich die Tage darin rot an. Wozu, habe ich nie erfahren können. Aber seit etwa acht Wochen habe ich den kleinen Kalender nicht mehr gesehen. Ich fand ihn einmal halb zerrissen in einer Ecke, er sah aus, als ob jemand wütend mit den Füßen darauf herumgetrampelt hätte.

Das Schrecklichste war das Morphium. Mein Herr haßte die ewigen Besuche bei den Aerzten. Es sei doch ganz zwecklos!, sagte er. Aber er ging immer und immer wieder hin, damit er wenigstens Morphium verschrieben bekäme. Ohne das Zeug konnte er gar nicht leben. Aber ich habe ihn gut gepflegt. Er hatte nur noch mich. Die alte Mischa war sehr krank geworden, und Seine Hoheit hatten sie zu ihrer Tochter nach Polen geschickt, damit sie dort gute Pflege habe! Auch Geld hat sie von ihm bekommen. Seine Hoheit waren sehr gut!"

Wieder weinte der alte Mann.

„Von Selbstmord hat also Ihr Herr niemals gesprochen?"

„Nie! Und mir hätte er bestimmt etwas gesagt. Oder ein Briefchen hätte er mir hinterlassen. Ja, ein Briefchen! Ich habe alles durchsucht. Noch nachher, als die Polizisten schon weg waren. Auch im Garten unten. Es war nichts zu finden. Und ein Briefchen hätte er mir bestimmt — so wäre er nicht einfach weggegangen —, wenigstens ein Briefchen."

Der alte Mann konnte nicht weiter sprechen. Es war Stille im Zimmer.

„Schütten Sie nur Ihr Herz aus, Herr Gorsching", sagte der ältere Beamte.

Der alte Diener beruhigte sich etwas. Es tat ihm sichtlich wohl, von seinem toten Herrn sprechen zu können.

„Er war gar nicht so krank. Wenn die Magenspülungen gemacht wurden und er diese weißen Tabletten und ein bißchen Morphium hatte, dann ging es ihm sehr gut. Mehr brauchte er kaum zum Leben. Nur mit dem Essen mußte er sehr aufpassen.

Einmal hatte er Sekt getrunken. Und ich mußte mich zu ihm setzen. Und dann hatte er gesagt, daß Fräulein Katja heute Geburtstag hatte, und ich mußte mit ihm anstoßen, auf ihr Wohl, und da hab' ich ihn das erstemal weinen sehen. Nicht richtig weinen. Nur eben so; er war auch nicht traurig. Er hat dabei gelächelt. Und dann hat er gesagt: Gorsching, hat er zu mir gesagt, sie ist glücklich. So glücklich ist sie. Und das ist schön! Dann hat er das Gesicht verzogen. Und dann ist er aufgestanden und hat diese verdammte Morphiumspritze geholt. Aber nachher war er wieder sehr vergnügt und hat immer gesagt: Sie ist glücklich, Gorsching. So glücklich ist sie! Was glaubst du wohl, wo sie steckt? Und ich hab' gesagt, ich weiß es nicht; und er hat gesagt, daß er's auch nicht weiß und daß er's auch nicht wissen darf. Er hatte eben an diesem Abend ein bißchen Sekt getrunken."

Gorsching hatte Katja mit einem scheuen Blick gestreift. Nun beugte er sich dicht zum Untersuchungsrichter vor:

„Und was in der Zeitung steht, ist eine Gemeinheit, wollte ich nur sagen. Ich war doch immer da, in Berlin, in der Villa in Dahlem. Zwischen Seiner Hoheit und Fräulein Katja — überhaupt ist sie eine Baronesse — ist nie etwas gewesen, und wenn diese elenden Zeitungsschreiber ..."

(Fortsetzung folgt)

Am Südpol schadet zu viel warmes Essen. Bei der Besatzung der norwegischen Walfang-Schiffe hat sich nach einem jetzt veröffentlichten amtsärztlichen Bericht der Gesundheitszustand durch häufiges Auftreten von Magenkrankheiten ungünstig gestaltet. Die von den ärztlichen Sachverständigen angegebene Ursache dieser Erkrankungen wird manchen Binnenländer überraschen, der sich einbildet, in den antarktischen Eismeergewässern müßten die Bootsbesatzungen hauptsächlich von Konserven leben. In Wirklichkeit bekamen die Leute nach der Meinung des Expeditionsarztes zu viel warmes Essen, viermal täglich warme Gerichte. Es soll nun für eine Aenderung gesorgt werden. Im kalten Polargebiet soll auch die kalte Küche mehr als bisher zu ihrem Recht kommen.

Eine Stadt rüstet zur Hochzeit

Von Waltrud Ritzel

Wie ein schmückendes weißes Band durchflicht die Reichsautobahn das frühlingsbereite hessische Land. Genießerisch und leicht, ja, fast schwebend gleiten wir über diesen wunderbar gebreiteten Gürtel. Und doch sagen wir. Mit 80, 90, 100 Kilometer Geschwindigkeit saust der Wagen dahin. Es ist herrlich, dieses ungehemmte Vorwärtsdrängen! Wir sind voll Unternehmungslust. Das machen die blühenden Bäume am Weg, der lenzblaue Himmel, ach, überhaupt der ganze jungfrische Frühling!

Unser Wagen schnurrt wie eine Katze in der Sonne. Er fühlt sich wohl. Er soll uns an den Rhein tragen. Der Tag ist noch jung und verspricht uns viele besonnte Stunden. Der schöngeschwungene Bogen einer Betonbrücke unterbricht die Landschaft. In großen Lettern taucht das Wort „Frankfurt" auf. Wir verlassen das weiße Band und nehmen Kurs auf die alte Stadt am Main.

Frankfurt! Ehrwürdige Krönungsstadt! Sei uns gegrüßt! Hastende Menschen in allen Straßen. Lärmender Verkehr an der Hauptwache. Mit einiger Mühe schlängeln wir uns durch das Getriebe. Hier und da ein Streifchen Sonne in alten, verwinkelten Gassen ...

Wir fühlen uns plötzlich beengt, sehnen uns nach breiten, übersonnten Straßen, nach beschwingter Heiterkeit und bunten Frühlingsblumen. Da trifft unser Blick ein helles Plakat. Es fällt uns gleichsam in die Augen und fesselt uns einen Augenblick. „Uralte Heilkraft — Ewigjunge Schönheit!" Diese Worte nehmen wir im Vorübergehen wahr.

Aber natürlich! Das ist doch die Losung der Bäderstadt Wiesbaden! Sie birgt etwas Verheißungsvolles in sich und übt eine seltsam anziehende Kraft auf uns aus. Also auf nach Wiesbaden! Auf in die Stadt der segensreichen, heißen Quellen!

Kilometer um Kilometer verschlingt unser hurtig laufender Wagen. Blau und verdämmernd steht die Kette der Taunusberge gegen den Horizont. Felder und Obstland lassen wir hinter uns.

Und plötzlich tut sich die Quellenstadt auf. Im Blickfeld der Windschutzscheibe wechseln freundliche, helle Häuser mit gepflegten Gärten, samtne Grünflächen und lenzliche Blumen mit heiter-plätschernden Brunnen. Wiesbaden!

Und nun sehen und erleben wir eine Stadt, die zur Hochzeit rüstet, zu ihrer Hochzeit mit dem Mai. Es klingt sonderbar, ist aber wahr. Wiesbaden ist eine Stadt, die sich mit dem Wonnemonat vermählt. Bald prangt die Kurstadt im fröhlichen Flaggenschmuck. Künstlerische Veranstaltungen reihen sich festlich aneinander und rufen Gäste von nah und fern herbei. Und Blumen über Blumen, — in allen Gärten und Hallen, an allen Wegen und Promenaden — heißen den „Freier" willkommen.

In diesen Tagen liegt eine vorfreudige Stimmung über der Taunusstadt. Die kommenden Maifestspiele haben bereits viele Besucher angezogen. Schon am Vormittag herrscht am Kureck ein reges Leben.

Sonnenschlürfer rekeln sich wohlig auf den Bänken. Kameramänner stehen an den Ecken und sind mit einem gewinnenden Lächeln bemüht, einen „Schnappschuß" anzubringen. Kaskaden rauschen ...

Der hohe, stolze Portikus des Kurhauses beherrscht den weiten Platz. „Aquis Mattiacis" steht auf der Stirnwand geschrieben, ein sinnvoller Hinweis auf die Vergangenheit des „Wiesenbads", die bis auf die Chatten, Mattiaker und Römer zurückgeht.